

Stehen wir zu unserer Muttersprache Deutsch!

Autor(en): **Zimmermann, Jürgen**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **48 (1992)**

Heft 5

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421623>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Stehen wir zu unserer Muttersprache Deutsch!

Aus meiner Ansprache vom 13. Mai 1992 nach der Wahl zum Präsidenten des Großen Rates des Kantons Basel-Stadt

Von Jürgen Zimmermann

Ich bin Journalist und ich bin Politiker, beides seit ungefähr 35 Jahren und beides vom Temperament her sowie aus meiner Leidenschaft zu diesen Tätigkeiten. Da beide ihren Ursprung im Willen zur Kommunikation haben und Sie alle ebenfalls Politikerinnen oder Politiker sind, werden Sie es mir hoffentlich nicht verübeln, wenn ich an dieser Stelle und unter diesem Aspekt einige Gedanken zur Kommunikation äußere.

Was ist Kommunikation?

Kommunikation ist gemäß einer mir geeignet erscheinenden Definition der «Informationsaustausch als grundlegende Notwendigkeit menschlichen Lebens». Somit ist Kommunikation auch die entscheidende Voraussetzung für eine Verständigung zwischen den Menschen und für ein gemeinsames Handeln. Sie bedingt den Willen und die Fähigkeit zur Mitteilung, zum Zuhören und zur Diskussion, aber ebenso zum Umdenken und allenfalls zum Gescheiterwerden, wenn der Gegenpart der Kommunikation die besseren Argumente auf seiner Seite hat.

Kommunikation bedingt jedoch auch die Fähigkeit zum sprachlichen Ausdruck. Gestatten Sie mir, vorerst auf die besondere Situation der deutschsprachigen Schweizer gegenüber der eigenen Sprache etwas näher einzugehen.

Dialekt und Hochdeutsch

Die Deutschschweizer haben in noch viel zu großer Zahl ein gestörtes Verhältnis zu ihrer eigenen Sprache. Gewiß, der Dialekt ist die eigentliche Muttersprache, aber er muß meines Erachtens untrennbar mit der Schriftsprache verbunden sein. Er ist von ihr abhängig und er lebt von ihr. Der Dialekt verkommt sonst zu einem Relikt, weil er allein nicht lebensfähig ist.

Die Romands und die Ticinesi sind Minderheiten sogar im eigenen Land – und wir Deutschschweizer sind es im deutschen Sprachraum. Wir kommen ohne diese Erkenntnis nicht aus. Sowenig wie sich die Romands und die Ticinesi von ihrem kultur- und sprachpolitischen Hinterland in Frankreich und in Italien abkoppeln können oder sollen, sowenig dürfen

wir es tun. Dieser Einsicht muß aber als Konsequenz nicht nur die Pflicht zur Pflege der Schreibkultur folgen, die zweifellos auch in der deutschen Schweiz in hohem Maß besteht, sondern ebenfalls der Sprechkultur, an der es uns häufig noch mangelt.

Die Wand des Dialekts

Wir müssen uns vermehrt bewußt werden, daß wir in unserer gesprochenen Sprache – also dem Dialekt – nur verwurzelt bleiben können, wenn wir gleichzeitig auch kommunikationsfähig sind mit unseren gleichsprachigen Nachbarn und den vielen Anderssprachigen, die uns in unserer Sprache ihre Mitteilungen machen wollen. Ich denke dabei nicht nur an die Deutschen und die Österreicher, sondern auch an die Westschweizer und die Tessiner, die sich Mühe geben, die für sie äußerst schwere deutsche Sprache zu erlernen, und dann vor der Wand unseres Dialekts stehen, der zwischen dem Oberwallis und Appenzell oder zwischen Basel und dem Engadin einen sogar für uns selbst kaum übersehbaren Facettenreichtum besitzt.

Ich denke ferner an alle Ausländer, ob es nun Niederländer oder Flamen seien, die mit uns sprachlich recht eng verwandt sind, ob Angelsachsen, die – Welch ein Wunder! – immer mehr einsehen, daß auch für sie Fremdsprachenkenntnisse durchaus von Nutzen sein können, ob Angehörige des romanischen Sprachkreises oder solche aus völlig anderen Kulturen.

Ich denke schließlich in diesen Jahren des politischen Umbruchs ganz besonders an Osteuropa bis hin zum Ural, wo das Deutsche früher die «Lingua franca», also die Verkehrssprache zwischen den einzelnen Völkerschaften war und es ohne jeden Zweifel wieder sein kann, wenn einmal das Trauma der Erlebnisse des Zweiten Weltkrieges völlig abgeklungen ist.

Wir müssen im Raum zwischen den Alpen und dem Rhein endlich wieder das richtige Verhältnis zu unserer Hochsprache finden. Dies ist erstens eine Aufgabe des Elternhauses und zweitens – dies vor allem, weil das Elternhaus dazu sehr oft nicht in der Lage ist – erst recht eine Aufgabe der Schule auf sämtlichen Ebenen: von den Volksschulen über die nächsten Stufen, die Berufsschulen und die Gymnasien bis hin zur Universität.

Das strikte und oft auch sture Beharren auf dem eigenen Dialekt führt uns nämlich in die Isolation, weil wir von vielen Partnern nicht mehr verstanden werden. Es stellt vor allem aber eine Unhöflichkeit gegenüber Menschen dar, die in unserer Sprache mit uns Kontakt aufnehmen wollen.

Es geht mir sicherlich nicht um sprachlichen Purismus. Aber wir brauchen vermehrt eine Sprechschulung, die bei den Grundregeln beginnen muß, die ja vielen Deutschschweizern nicht einmal in Ansätzen bekannt sind. Ich erwähne einige Beispiele: Wie klein oder groß ist der Prozentsatz unserer Bevölkerung, der weiß, daß «ch» nach den dunkeln Vokalen «a», «o» und «u» hart, nach «e» und «i» sowie nach sämtlichen Umlauten wie auch nach «l», «n» und «r» weich ausgesprochen wird, also weder «Stille Nascht» noch «ichch»? Sondern «Nacht» (hart) und «ich» (weich). Oder auch: «Ich möchte» und nicht «Ichch möchchte». Ist es denn so schwer, die «harte Wachche» und die weiche «Weiche» voneinander zu unterscheiden?

Wenn breitere Bevölkerungsschichten als bisher die wichtigsten Prinzipien der gesprochenen Hochsprache kennen, wird es auch leichter sein, die Grenze zwischen unserem Dialekt und der Hochsprache zu ziehen, aber auch die Grenze zu ziehen zwischen dem deutlichen Bekenntnis zur schweizerisch gefärbten Hochsprache und der unbeholfenen Nachäufung der an sich sehr schönen Sprechweise der Norddeutschen, die wir – wenn wir nicht dort aufgewachsen sind – in der Regel doch nie richtig beherrschen werden; verschiedene Sprecher von Radio und Fernsehen beweisen es uns mit ihren linguistischen «Turnübungen» beinahe täglich. Dann können wir uns auch wieder ohne falsche Hemmungen zu unserem eigenen Hochdeutsch bekennen, wie es für die Badener, die Württemberger, die Bayern oder die Österreicher seit jeher eine Selbstverständlichkeit ist. Wenn wir alsdann einer solchen Grenzziehung sicher sind, leisten wir auch unserem Dialekt letztlich den besten Dienst, weil wir unserer eigenen Sprache sicher sind.

Stärkung des sprachlichen Selbstbewußtseins

Die Stärkung des Selbstbewußtseins, die einer solchen Grenzziehung entspringt, macht uns auch fähig, sprachliche «Germanismen» abzulehnen und gleichzeitig auf die recht erheblichen Beiträge aus der Schweiz an die deutsche Sprache hinzuweisen. Vorerst gilt es, der norddeutschen Dominanz im sprachlichen Bereich entgegenzuwirken, einer Dominanz, die auch bei uns und direkt nördlich des Rheins beispielsweise aus dem Metzger einen Fleischer, aus dem Spengler einen Klempner und aus dem Schreiner einen Tischler machen will. Nicht umsonst wird im süddeutschen Raum auch in sprachlichen Belangen hin und wieder von einem «Weißwurst-Graben» gesprochen, der ungefähr dem Main entlang verläuft.

Wir können uns dann aber auch gegen sinnlose Aufblähungen der deutschen Sprache wehren wie unter anderem gegen «in etwa», wo doch «etwa», «ungefähr», «annähernd» und «schätzungsweise» durchaus genügen würden. Oder gegen das offenbar aus der bayerischen oder österreichischen Beizenszene stammende «eh» – ein kleines Muster: Es ist eh besser, ein Münchner als ein Nordlicht zu sein –, gegen eine Floskel also, die «überflüssig ist wie ein Kropf».

Die Beiträge aus der Schweiz sodann haben wertvolles Gut in die deutsche Sprache eingebracht. Anfänglich wurden sie, vielleicht aus Überheblichkeit oder aus nationalistischem Dünkel, oft abgelehnt, doch aus unseren eigenen Gefilden stammende Wörter wie «wäherschaft», «entsprechen», «aufputschen», «aufwiegeln», «anstellig», «aufbegehren», «bodigen», «Heimweh», «tagen», «unentwegt» oder «Machenschaft» gehören seit hundert oder mehr Jahren in jeder Hinsicht zum deutschen Wortschatz. Wir haben keinen Grund, das Licht dieser Bereicherung unter den Scheffel zu stellen.

Gesamthaft gesehen müssen wir eine deutliche Grenzziehung finden zwischen durchaus aner kennenswerten und jenseits des Rheins auch anerkannten schweizerischen Ausprägungen der deutschen Sprache und eigentlichen Helvetismen, deren Kenntnis niemandem zuzumuten ist, dem unser Dialekt fremd ist.

Es ist mir durchaus bewußt, daß sich die Sprach- und die Sprechkultur fast überall in einer Krise befinden. Die Schweiz hat jedoch ganz besonders die Aufgabe, dieser Entwicklung entgegenzuwirken. Wir sehen uns hinsichtlich des Europäischen Wirtschaftsraums und der Europäischen Gemeinschaft vor der wesentlichen Verpflichtung gegenüber unserem Land, die eigene Identität zu bewahren. Die Erreichung dieses Ziels ist aber nur möglich, wenn es uns Deutschschweizern gelingt – wie es bei den Westschweizern und den Südschweizern schon seit jeher der Fall ist –, uns besser als bisher gegenüber den gleichsprachigen Nachbarn und den sonstigen Gesprächspartnern, die deutsch sprechen, auch mündlich und nicht nur schriftlich auszudrücken.

Verminderung der Ausdrucksfähigkeit

Ein weiterer Aspekt unserer sprachlichen Situation beunruhigt mich außerdem. Ich habe in den letzten Jahren stets häufigere Äußerungen gehört, daß es immer mehr schweizerische Fachleute gebe, die im Ausland ihr Wissen in mündlichen Erläuterungen auf hochdeutsch nur noch mit Mühe vermitteln können, weil sie sich in der eigenen Sprache nicht mehr verständlich auszudrücken vermögen. Ein solcher Verlust an Kommunikationsfähigkeit hätte schwerwiegende Konsequenzen auf das wissenschaftliche, kulturelle und wirtschaftliche Leben der Schweiz sowie

überdies auf die menschlichen Beziehungen über die Grenzen hinweg. Ich respektiere und akzeptiere es, daß in der westlichen Welt die englische Sprache die Rolle der «Lingua franca» übernommen hat, aber ich betone, daß das Englische für die meisten von uns, die wir nicht im angelsächsischen Sprachraum aufgewachsen sind oder dort nicht sehr lange gelebt haben, niemals ein Ersatz für die deutsche Sprache sein kann.

Diese Kritik wendet sich unter anderem an jene Wissenschaftler, Techniker und Kaufleute – oder, falls sich die Bezeichnung bereits durchgesetzt haben sollte, an die Adresse der Junior Assistant Managers, was früher simple kaufmännische Angestellte waren –, an Personen also, die glücklich zu sein scheinen, wenn sie englisch radebrechen und die Sprache ihrer Herkunft vergessen können. In diesem Zusammenhang läßt übrigens auch der Computer vielmals grüßen...

Wir Deutschschweizer sollten uns darum bemühen, wenigstens eine einzige der vielen Sprachen wirklich zu beherrschen: die deutsche Muttersprache. Tragen wir Sorge zu ihr und pflegen wir sie! Wir tun es für die Stärkung unseres eigenen Selbstbewußtseins, für unser Land und damit letztlich auch für uns selbst.

Sprachwandel

Von Dr. Gaby Hogan-Brun

Lebendige Sprachen sind einem ständigen Umgestaltungsprozeß ihrer einzelnen (lexikalischen, morphologischen und phonologischen) Elemente ausgesetzt. Es geht hier um Verlust und Neubildung sowie um syntaktische Wandlungen einer Sprache¹. Am auffälligsten sind die Veränderungen im Wortbestand, der durch Entlehnungen laufend erneuert wird. Hier lassen sich Lehnprägungen (lat. *compassio* > dt. Mitleid) von direkten Übernahmen aus dem Fremdgut (Büro, Mountainbike) unterscheiden. Dabei handelt es sich keineswegs um einen modernen Trend. Im Laufe der Sprachgeschichte können solche Entlehnungsaktivitäten weit zurück verfolgt werden. So zeigen sich lateinische Einflüsse zur Zeit der Christianisierung und des gelehrten Humanismus (Pforte < lat. *porta*, Medizin < [ars] *medicina*)². Frühe sprachliche Kontakte entwickelten sich aber auch auf anderer Ebene. Im 15. und 16. Jahrhundert bildete sich die Handelssprache heraus (Bank < it. *banca*, Kredit < it. *credito*) wie auch zum Beispiel die Seemannssprache (Barke < it. *barca*, Marine < fr. *marine*) und die Soldatensprache (Armee < fr. *armée*, Soldat < it. *soldato*)³. Heutzutage macht sich der (amerikanisch-)englische Einfluß stark